Abonnementspreis
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Aus der Arbeitswelt“ vierteljährlich 1,20 M., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Quartal. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6982) ohne Bestellgeld M. 2,25. Unter Streifband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 3 M., für das übrige Ausland 4 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Montags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden.“

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehreren täglichen Wiederholungen unter Umstand gemäßigt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens halb 10 Uhr früh in der Expedition angegeben sein und sind bar zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geöffnet von morgens 8 bis abends halb 6 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

Nr. 191. | Dresden, Mittwoch den 20. August 1902. | 13. Jahrg.

Ein Reichsdefizit von 48½ Millionen.

Die Schlußabrechnung über das Reichshaushaltsjahr 1901 ist fertig. — Der Reichsanzeiger hat am Dienstag abend die Zahlen veröffentlicht. Wir greifen aus den detaillierten Angaben die wichtigsten heraus. Im Vergleich zu den Ansätzen des Etats haben sich die **Ausgaben** wie folgt gestaltet:

Für das **Reichsheer** sind 2 532 000 M. **mehr** erforderlich gewesen. An Einnahmen sind im Bereiche der Militärverwaltung 2 272 000 M. **weniger aufgekommen**. Das Gesamtergebnis stellt sich somit beim Reichsheer um 4 804 000 M. ungünstiger gegen den Etat. — Die Ausgaben der Marineverwaltung haben 2 164 000 M. mehr als die Etatssumme erfordert, welchem Betrage eine Mehreinnahme von 141 000 M. gegenübersteht. — Beim auswärtigen Amt waren für die Zentralbehörde, für die Gesandtschaften und Konsulate und für die allgemeinen Fonds insgesamt 1 104 000 M. und für die Kolonialverwaltung 42 000 M. mehr erforderlich. — Beim Reichsamt des Innern betragen die Ueberschreitungen im ganzen unter Berücksichtigung der Ersparnisse 517 000 M. — Die zur verstärkten Fürsorge für die Kriegsinvaliden und die nicht pensionsberechtigten Kriegsteilnehmer aus dem **Reichs-Invalidenfonds** geleisteten Mehrausgaben betragen 14 701 000 M. Im ganzen werden die Minderausgaben bei den in Betracht kommenden Fonds durch die Mehrausgaben um 21 029 370,34 M. überschritten. —

Diesen Mehrausgaben stehen beträchtliche **Mindereinnahmen** gegenüber. Allerdings sind bei einigen Posten Mehreinnahmen zu verzeichnen, im großen und ganzen aber herrscht der Rückgang. Die wichtigsten Posten stellen sich also:

Die Einnahme an **Zöllen und Tabaksteuer**, von welcher der Reichskasse nur der Betrag von 130 000 000 M. verbleibt, hat gegen den Etatsoll 15 746 000 M. mehr eingebracht. Bei den den Bundesstaaten laut nach zustehenden Steuern sind gegen den Etat **weniger** aufgekommen: bei der Verbrauchsabgabe für Branntwein 816 000 M., bei den Reichsstempelabgaben 29 528 000 M. Im ganzen stellen die Ueberweisungen unter Berücksichtigung der nachträglich für 1897/98 vorgenommenen Abrechnung sich auf 535 707 556,15 M., **das sind 15 225 043,85 M. weniger** als der Etat vorsieht. Die Einnahmen aus der Zuckersteuer sind um 5 194 000 M. gegen den Voranschlag zurückgeblieben. Die Betriebsverwaltungen — mit Ausnahme der Reichsdruckerei — sind mit ihren Ueberschüssen erheblich hinter den Etatsansätzen zurückgeblieben. Bei der Post- und Telegraphenverwaltung beträgt der Ausfall 16 326 000 Mark, und zwar 6 515 000 M. Mindereinnahme und 9 811 000 M. Mehrausgabe. Die Verwaltung der Reichseisenbahnen ist 10 978 000 Mark Minderüberschuß ergeben. Im ganzen sind an sächlichen Einnahmen, soweit sie dem Reiche verbleiben, 27 393 413,49 M. weniger aufgekommen.

Das Reich zahlt also den Bundesstaaten 15¼ Millionen an Ueberweisungen weniger, als der Etatsvoranschlag vorsieht. Aber schlimmer für die Finanzen der Bundesstaaten, als diese Mindereinnahme, wird die **Mehrausgabe** sein, die ihnen aus dem Reichsdefizit erwächst. Es beträgt, da die **Mehrausgaben** 21 029 370,34 M. betragen und da 27 393 413,49 M. weniger in die Reichskasse geflossen sind, als nach den Etatsansätzen nötig war, um — ohne die Mehrausgaben — das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben des Reichs herzustellen, **48 422 783,83 M.**

Dieses Defizit werden die Bundesstaaten durch Matrikularbeiträge decken müssen. Für diejenigen unter ihnen, die wie Sachsen, infolge schlechter Wirtschaft der herrschenden Partei und mangelnder Opferwilligkeit der Besitzenden selbst im Dalles sind, eine sehr heikle Geschichte. Für Sachsen werden, da die verhunzte Vermögenssteuer und die erhöhte Einkommensteuer noch nicht einmal die sächsischen Finanzen auf gesunden Fuß bringen können, wahrscheinlich Extrawichsige zur Einkommensteuer das einzige Mittel sein, Extrawichsige, die auch die kleinsten Steuerzahler, auch die armen Weber der Hungerbezirke, nicht verschonen dürften.

Die Verschlechterung der Reichsfinanzen ist vom Reichsschatzsekretär schon vor bald 7 Monaten verkündet worden. Der Herr, der seiner Zeit, als es galt, die Reichsboten für die Vergrößerung der Flotte gnädig zu stimmen, die Finanzlage des Reiches gar nicht günstig genug malen konnte, überbot sich seit einiger Zeit in tiefschwarzer Ausmalung der Situation. Er hat ein noch größeres Defizit vorausgesagt, als jetzt herausgekommen ist. Im Februar hat er mit Massandrohungen verkündet, es werde im eigenen Reichshaushalt ein Fehlbetrag von 50 916 000 M. und von 17 907 000 M. bei den Ueberweisungssteuern sich ergeben. Beide Unglücksposten hat er je um etwa 2½ Millionen zu hoch geschätzt.

Wenn der Finanzminister jammert, so weiß man, was er will. Nach **neuen Steuern** steht sein Sinn. Der Reichsschatzsekretär will die Reichsfinanzreform, wie man das böse Ding schönklingend benannt hat. Der Kern dieser Reform ist die Erschließung neuer Steuerquellen. Schon ist offiziös verkündet worden, daß nach der Erledigung des Zolltarifs und der Handelsverträge die Reichsfinanzreform an den Reichstag gebracht werden wird.

Wir sind mit dem Herrn Reichsschatzsekretär völlig einverstanden. Eine gründliche Reform der Reichsfinanzen thut durchaus not. Neue Steuerquellen müssen erschlossen werden und können erschlossen werden, denn sie sind ja da. Wir machen schon heute darauf aufmerksam, daß wir jeder Reichsfinanzreform gerne zustimmen werden, die direkte Reichssteuern auf das Einkommen oder Vermögen derjenigen Leute legt, die auch in diesen schlechten Zeiten noch etwas zuzusetzen haben. Wir sind überzeugt, daß eine direkte Steuer, die den Besitzenden auferlegt wird, so viel einbringen wird, daß einige drückende indirekte Auflagen, die ungerechterweise die Aermsten am meisten belasten, aufgehoben werden könnten.

So müßte die Reichsfinanzreform aussehen, der wir zustimmen würden. Es ist aber sicher, daß sich die Pläne des Reichsschatzsekretärs und die Absichten der Reaktionäre aller Farben in ganz anderer Richtung bewegen. Sie denken gar nicht daran, die Besitzenden zu belasten, sie halten es für ganz ausgeschlossen, daß das Reich jemals die ungerechten indirekten Abgaben durch gerechte direkte Steuern auch nur ergänzen könne, von ersetzen gar nicht zu reden. Die Reichsfinanzreform, die Regierung und herrschende Parteien planen, bedeutet eine abermalige Verteuerung des Lebensunterhalts, vornehmlich für die große Masse, die arbeitende Klasse. **Bier und Tabak** sind die Objekte, die die Regierung schon ziemlich deutlich als die „neuen Steuerquellen“ bezeichnet hat. Gegen eine solche Finanzreform, die nichts weiter als eine Fortsetzung der alten Gepflogenheit bedeutet, die Steuerlasten zum größten Teil von der besitzenden Klasse auf die nichtbesitzende abzuwälzen, wird die Sozialdemokratie ebenso energisch ankämpfen, wie gegen den Brotwucher. Solche Reichsfinanzreform ist in Wirklichkeit Reichsfinanzverhöhnung.

Das Reichsdefizit legt den wirklichen Volksvertretern die Pflicht auf, eine Finanzreform, die ihren Namen verdient, zu fordern. Und daneben die andere: Sparsamkeit am rechten Ort. Für die Flottenschwärmer ist diese Abrechnung im Reichsanzeiger ein böser Schlag.

Die Auberhüßler Bahlen vor dem Kantonsrat.

Ueber den schon gemeldeten Gewaltstreich der Züricher Bourgeoisie schreibt uns unser Schweizer Korrespondent:

Z. Zürich, 18. August.

Der Zudrang des Publikums, namentlich von sozialdemokratischen Arbeitern zu der heutigen Kantonsrats-Sitzung war ein außergewöhnlich großer. Auch der Kantonsrat war außergewöhnlich stark, ca. 200 Mitglieder waren erschienen. Der Saal ist für eine so starke Versammlung, zu der noch eine beträchtliche Schar Journalisten kommt, viel zu klein.

Endlich um 10½ Uhr kommt der Wahlrekurs zur Behandlung. Referent der Kommissionsmehrheit ist Bezirksgerichtspräsident Bueler, ein unverfälschter Vertreter des engherzigen, agrarischen Liberalismus. Er macht sich seine Berichterstattung möglichst leicht und verweist immer wieder auf den vorliegenden gedruckten Bericht. Seine weisen Worte, daß die Sozialdemokraten nicht gewählt worden wären, wenn die Wahlagitation nicht betrieben worden wäre, werden mit Recht von der Tribüne mit Gelächter beantwortet. Um den Schein der Objektivität zu wahren, giebt er zu, daß bei beiden Parteien gefundigt worden sei, aber, was er nicht sagt, jedoch denkt: mehr auf Seite der Sozialdemokraten, weil sie siegt haben. Alles weitere, die heuchlerischen Redensarten von Erhaltung reiner Wahlsitten, von Wahlmoral, ist Dekoration. Er beantragt die Kassation der Wahlen.

In mehr als 1½ stündiger Rede zerpflückt unser Genosse Oberrichter Lang den Rekurs der Unterlegenen, wobei er treffend immer von sogenannten Liberalen und sogenannten Demokraten redet. Trefflich kennzeichnet er die Gründe, namentlich die vielbemühenen „moralischen“ der Gegner, aus denen sie die Wahlen kassieren wollen. Er erörtert den juristischen Standpunkt dieser Gründe und gesteht zu, daß jene Stimmzettel ungültig sind, die korrigiert oder von dazu nichtberechtigten Personen an der Stimmurne abgegeben wurden. Aber nach Abzug dieser Stimmen haben alle 27 Sozialdemokraten noch immer das absolute Mehr, und daher muß ihre Wahl anerkannt werden.

Bei Behandlung der moralischen Seite der Anzeigenunheil zeigt Lang illustrierte Karten, Flugblätter, Wahlzeitungen der Gegner, die in 20 000 bis 30 000 Exemplaren verbreitet worden sind und worin sie stets erklären, daß Stellvertretung bei der Abstimmung gestattet ist, daß jeder Wähler außer seinem eigenen noch zwei andere Stimmzettel an der Urne abgeben kann. Und aus dieser Praxis, die die Liberalen reiflich angewandt haben, will man nun den Sozialdemokraten, die sich an ihren bürgerlichen Vorgängern gehalten haben, einen Strick drehen. Lang verliest auch einige Stichproben von persönlicher Verleumdung und Schmähung der Sozialdemokraten aus der bürgerlichen Wahlliteratur vor und beweist dadurch, wie Mangel an Moral und Sitte, an Wahrheit und Gerechtigkeit ist. Schließlich betont er, daß einzig die Proportionalwahl die heftigen Wahlkämpfe mildern kann. Er beantragt die Gültigerklärung der 27 sozialdemokratischen Mandate.

Ein Mitglied der Kommissionsmehrheit redet noch etwas von „Wahlmoral“, worauf unser Genosse Lutinger ein Sündenregister der Bürgerlichen in Aussicht stellt, und wie Lang verkündet, daß die 27 Sozialdemokraten wiederkehren werden, wenn man heute die Wahlen kassiert.

Nun folgt die Abstimmung. Einmütig erhebt sich die einige

Arbeiter, erwerbt das Bürgerrecht!

Das Blut.

Roman von J. J. David.

[Nachdruck verboten.]

Erstes Kapitel.

Durch das ganze Anwesen geht ein lebendiges Wasser und erfüllt es mit starkem und heimlichem Gebrause. Durch eine Mauerlücke betritt es den umfriedeten Raum; es rauscht an einer Turbine vorbei, von der allerhand Riemenwerk ausläuft und Maschinen in rasche und knarrende Bewegung versetzt. Nun überwölbt und von dunklen und widerhallenden Kellergängen vorm Sonnenlichte geschieden, kommt es bald wieder ins Grüne; es scheidet, von ängstlich schmalen Stegen überbrückt, zwei Gärten, die einander so ungleich sehen wie nur irgend möglich. Denn der zunächst dem Wohnhause ist fast übersorgfältig gepflegt; mit sauber gekiesten Gängen, mit Rabatten, in denen altmodische, großblumige Blüten mit nickenden Köpfen stehen, mit wenigen, doch vornehmen Obstbäumen, mit Barikosen und Reben, die rankend und brettblättrig das geferte Holzgitter der Südwand überspinnen. Der andere aber ist ganz verwahrlost, sein Plankenzaun wollte verfallen, und nur dichtes Brombeergenist, das ihn allenthalben umwucherte, bot eine Art Schutz vor unberufenem Eindringen. Üppiges Gras wuchs darin, schlanke Hölzin standen überhängend und fast grundsätzlich überwölbend nahst dem Wasser. Das zog an ihnen vorüber; es durchbricht zum anderen Male eine Mauer und tritt ins Freie, um sich wenige Schritte davon mit dem Bache zu vereinigen, von dem man's abgetrennt. Das geschieht dem Werkkanale gegenüber, der von da ab fast gerade durch flache Land der unteren Stadt mündet; hart vor dem Stehen Wehre, deren mächtige Quadern im Sommer blank und bloß im Sonnenlichte schlummern, während im Frühjahre und im Herbste die Fluten so toll darüber hinschießen, daß man wohl begreift, warum das Bauwerk so stark und massig gefügt worden ist.

Aber nicht allein die rufende Stimme der Wasser durchklingt das Haus. Eine seltsame Unruhe lebt unablässig darinnen. Denn ein mächtiger Anbau steht daran: da schnurrt ein Göpelwerk, da rasseln beständig Handwagelem und Schiebekarren über Steinpflaster, da hallen die Tritte schwerer und wuchtiger Männerstiefel nach. Thüren fallen hart und lärmvoll ins Schloß, ein ewiges Hin- und Wiedergehen ist in allen Räumen. Dann durchzieht sämtliche Gelasse ein eigener Geruch: der kräftige Brodem frisch gedorrten Malzes, der fade und dennoch erregende süßen Bieres, das starke Gewürz des Hopfens einigen sich darin.

Das Haus ist ein Brauhaus, und der Lärm städtischer Betriebsamkeit und bäuerlichen Gewerbes herrschen sich in ihm so heute, wie zur Zeit, da Rupert und Salome Lohwag hier noch als Pächter saßen. Immer noch klirrt zur gewissen Zeit das schrille Dengeln der Sensen, immer noch rasseln Pflugscharen über den Hof, klingt aus den Scheunen der Dreschlaut beharrender Flegel, manchmal ganz seltsam vom rasenden Pochen lustiger Bettscherhammer, vom Rollern der Fässer auf dem Boden beantwortet. Immer noch ziehen mächtige Pferde, vielleicht nur nicht mehr so schön wie damals, an überschweren Wagen, um dann zu Abend leicht und mit um Vieles geringerer Last heimzukehren. Auch die Bauern pflegen noch in mitlerer Stunde ihren Umtrunk unter den alten Nußbäumen des Hofes zu thun; der dehnt sich manchmal bis in die späte Nacht, denn es sind Deutsche; und zu Zeiten klingen immer wieder jene getragenen, alten, klagenden Weisen ins Dunkel hinaus, die Frau Salome so ungern vernahm. Aber man kümmert sich nicht mehr so viel wie damals um das Treiben derer, die es bewohnen; man mag sie nicht, denn das Gebäude ist Herrengut und kein eingesessener freier Bauernboden. Man liebt die Pächter noch immer nicht, denn sie gedeihen, und noch ist keiner mit leeren Säcken fort, während die Erbgesessenen hart kämpfen müssen und dennoch in ihrer Wirtschaft mehr und mehr zurückkommen; verargt ihnen schon ihre Freizügigkeit, die dem rechten Bauer unfaßlich, der durch den Zwang der Gewohnheit noch heute so sehr ein Hörriger der Scholle ist, als es keine Ahnen nur je durch den der Gesetze gewesen. Aber so feindselige und lauernde Blicke fliegen doch nicht mehr nach dem Wohnhause, das, mit seinen grünen Jalousien und durch himmelhohe Holzstöße neugierigen Augen fast ganz entzogen, das mächtige Rechteck des Hofes abschließt. Man haßt sie nicht mehr, man trinkt ihr Bier gedankenlos, während früher einmal jeder Schluck durch die feste Ueberzeugung eine eigene Würze gewann, es müsse mit den Lohwags doch ein schlechtes Ende nehmen, so sehr sie auch zusehends an Gut und Geld vorwärts kamen.

Ein rechter Nachbarhaß braucht eigentlich gar keine Begründung, während es hier deren zum Ueberdruß und noch gar mannigfaltige gab. Denn die Lohwags waren nicht nur Fremde und Fremd im Orte geblieben; auch ihr Bekenntnis schied sie von den anderen. Sie waren Calviner; und man mag die eigentlich nirgends, wie sie verstreut und einsam wohnen. Auch sie besaßen jene Tüchtigkeit, die man allenthalben ihren Glaubensgenossen zuerkennt; aber nicht minder jenen selbstgenügsamen Hochmut, der ihnen überall die Herzen entfremdet. Keiner wußte, daß Rupert oder Salome jemals einen der Gäste gegrüßt hätten, wie sich das doch für Wirtsleute gehört; bei ihm war es türkisch Geldfiola, während ihr das ganze Brauhaus einfach ein Greuel war. Sie haßte das weltliche Treiben unter den Nußbäumen, und es verleidete ihr beinahe die Freude an den Ställen, an ihren Lieblingen, den wunderschönen Rindern, die darin standen, daß sie daran vorüber mußte, wollte sie nach den Tieren sehen. Wie konnten Leute, die gemeinst nicht einmal in guten Verhältnissen waren, ihr Geld so unnütz vertun? Wanner singen wie die Schulbuben? Sich gar betrinken? Das verstand sie nicht, der Anblick schon war ihr

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020820/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG